

Die Bedeutung unserer Festungen

Autor(en): **Fridöri, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 5

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



den Raum mit Licht. Dieses wurde durch den Glanz des frischgefallenen Schnees verstärkt, der weich die ruhenden Felder bedeckte und die Spur des Weges verwischte.

Alles war still. Nicht einen Laut hörte man auf der Ebene, nicht ein Lüftchen kräuselte den leichten Schnee. Alles war Ruhe und Licht.

Und während mein Pferd schnell und leicht wie ein Vogel über den Schnee dahinslog, während ich, das Gesicht aufwärts den ewigen Lichtspendern zugekehrt, die wunderbar reine Luft einatmete, die mir entgegen strömte, da verschwand alle Bitterkeit aus meinem Herzen. Und als ich, wie von einer gewaltigen Hand getragen, längs der zugefrorenen Au dahinslog, durch das niedrige Gebüsch und an den weißgrauen Baumstämmen vorüber, als ich unsere alte Begegnungsstelle und den Sieg über die Au mit der verfallenen Brustwehr hinter mir verschwinden sah, da holte mich noch einmal jenes weiche Gefühl ein, das mich als Jüngling nach unserer letzten Begegnung ergriffen hatte!

Und es war, als eilte ich zu einer Feier durch diese festlich geschmückte Natur. Es sind strahlende Lichter in der kühlen Halle angezündet. Der schneeweiße Teppich, den noch nie ein Fuß betrat, ist für den kommenden

Gast gebreitet. Der große, kühle Raum ruht in stiller feierlicher Erwartung.

Ich hatte die Hütte erreicht und hielt das dampfende Pferd an. Niemand kam heraus. — „Hoho!“ — Keine Antwort. — Ich stieg ab und band das Tier an einen Baum.

Ich drückte auf die Klinke an der Thüre und trat in die niedrige, ärmliche Stube. Eine qualmende Lampe von jener Art, der ein phantasiereicher Industrierritter den Namen „Nordlichtlampe“ geschenkt hat, beleuchtete spärlich den engen Raum, der nach Branntwein und Moder roch. In einer Ecke saß ein Mann. Er war ganz zusammengesunken und verbarg sein Gesicht in den Händen. Er gab nicht einen Laut von sich und schien zu schlafen. Im Alkoven neben der Bettstelle stand der schielende Knabe. Er kante noch an seinem Hals, während große Thränen langsam über die dicken Wangen herab rollten.

Aber auf einem Schemel neben dem Bett saß ein kleines, fünfjähriges Mädchen. Es kehrte mir den Rücken zu und hielt die Hand der Mutter gefaßt, die es mit Thränen und stillen Küssen bedeckte.

Ich ergriff die Lampe und hielt sie über das Bett. — Ich schließe deine Augen — Grethe mit dem goldigen Haar! —

Die Bedeutung unserer Festungen.

Von Heinrich Friddöri, Zürich.

Geb bei einer europäischen Konflagration die Grenzen unseres Vaterlandes von unsern mächtigen Nachbarn respektirt oder verlegt werden, hängt von der Stärke und Schlagfertigkeit unseres Heeres ab. Unsere Neutralität ist genau so viel wert wie unsere Armee. Wehe dem Lande, das in verblindetem Sicherheitsgefühl auf geschriebene Verträge baut! — Die Geschichte der neuesten Zeit liefert uns schlagende Beispiele, daß Macht vor Recht geht. Trotz der vor Kriegsausbruch von der europäischen Diplomatie feierlich ausgegebenen Parole, daß keiner der kriegführenden Teile irgend welchen Vortheil davontragen dürfe, hat die gleiche Diplomatie dem kleinen, besiegten Griechenland eine beträchtliche und sehr empfindliche Kriegsentschädigung auferlegt.

Dem kleinen Rumänien, das 1878 tapfer an der Seite Rußlands focht, wurde von seinem mächtigen Verbündeten dessen schönste Provinz, Bessarabien, brutal entrißen und es dafür mit der Wüste Dobrutscha entschädigt.

Aber auch die Geschichte unseres eigenen Landes lehrt, wie thöricht es wäre, uns auf das Wohlwollen der Nachbarn zu verlassen:

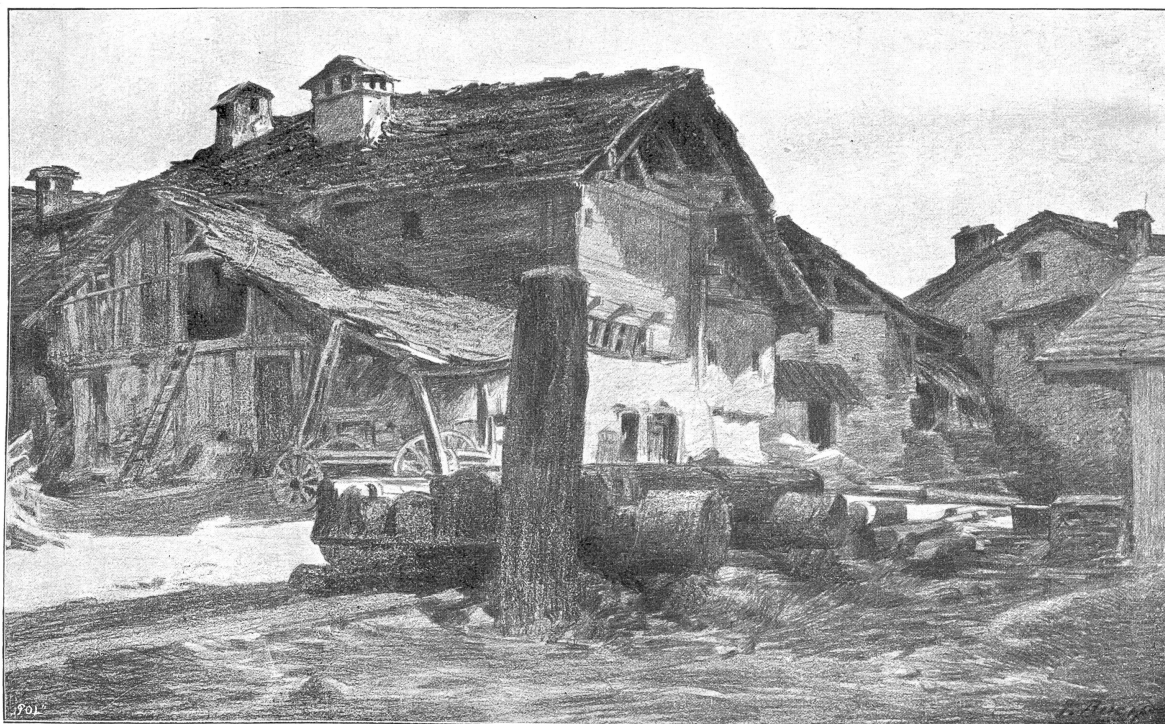
Trotz der am 15. September 1813 von der Tagsatzung feierlich verkündeten Neutralität der Schweizer, überschritten die Truppen der Alliierten, Oesterreicher und Russen trotz Protest am 21. Dezember 1813 unsere Grenzen und es folgten Durchzüge von 130,000 Mann, die bis Mitte Januar 1814 dauerten und Elend und Not von Schaffhausen bis Basel in ihrem traurigen Gefolge hatten. Unser durch Uneinigkeit zerrissenes und für einen

Krieg gänzlich unvorbereitetes Land hatte für seine Kurzsichtigkeit schwer zu büßen. Der schweizerische Oberkommandierende von Wattenwyl hatte nur 12,500 Mann zu seiner Verfügung, gerade genug, um beim Einmarsch des mehr als zehnfach überlegenen Feindes den Rückzug anzutreten und sich ohnmächtig in eine Schlage fügen zu müssen, die von den Leitern unseres Landes selbst verschuldet worden war. Auch damals war die schweizerische Neutralität genau so viel wert, wie die Armee....

Im Jahre 1838, als Frankreich durch seinen Gesandten in der Schweiz, Herzog v. Montebello, am 3. August die sofortige Ausweisung des Schweizerbürgers Louis Napoléon Bonaparte verlangte — derselbe war schon sechs Jahre früher, am 18. April 1832, von der thurgauischen Gemeinde Salenstein als Bürger aufgenommen worden und hatte damit das unbestreitbare Recht auf alle Vortheile, welche die Naturalisation einem Schweizer gewährt — wurde unser Land in der betreffenden Drohnote „als ein Herd von Intriguen“ bezeichnet und der Obergeneral der französischen Armee, Aymard, der die Schweiz an der Westgrenze mit 27,000 Mann zu beobachten hatte, erlaubte sich in einem Tagesbefehl die Drohung: „Unsere turbulenten Nachbarn werden sich bald überzeugen, daß sie besser gethan hätten, sich der Forderung der französischen Regierung zu unterwerfen, als mit Erklärungen zu antworten, die unsern nationalen Stolz verletzen.“

In seinem Buche „Politische Erinnerungen von 1833—1883“ erzählt unser langjähriger Gesandte in Paris, Dr. Kern, wie Kaiser Napoleon III. am 3. Januar 1857 ihm in einer langen





Studie aus dem Wallis. Von J. Koch, Paris.



Audienz mitgeteilt habe, „schon 1849, als Preußen seine Truppen im Großherzogtum Baden hatte, empfand es große Lust, die Feindseligkeiten gegen die Schweiz zu eröffnen, aber ich habe mich widerstet. Im gleichen Jahre 1849 schlug mir Oesterreich vor, mit meinen Truppen einen Teil der Westschweiz zu besetzen, während es (in der Flüchtlingsangelegenheit) im Tessin einrücken würde; ich habe dies aber abgelehnt.“

Vergessen seien auch nicht die drohenden Notizen des Preußenkönigs im „Neuenburger Handel“ von 1856—1857, sowie die Bereitwilligkeit der süddeutschen Staaten, den preussischen Truppen durch ihr Gebiet Durchzug und Verpflegung zu gewähren bei einem Kriege gegen die Schweiz.*)

Wir erwähnen noch die im Juni 1860 erfolgte Annexion Savoyens durch Frankreich. Sie war geschehen, trotzdem das betreffende Gebiet im Jahr 1815 ausdrücklich von den Großmächten neutralisiert und der Vertrag von allen Bevollmächtigten unterzeichnet worden war. Der korruptierten und durch die verwerlichsten Mittel beeinflussten Volksabstimmung über die Annexion gelang es nur schlecht, den Raub durch einen legalen Anstrich zu verhängeln....

Drohungen und Annexionsgelüste blieben uns auch von unserem südlichen Nachbarn, von Italien, nicht erpart. Ein nicht geringer Teil der italienischen Presse glaubt ihrer Pflicht nicht genügt zu haben, wenn sie nicht hin und wieder einen Feldzug gegen die Schweiz unternimmt und dabei in unzweideutigster Weise Anspielungen auf den Tessin macht. Im Jahre 1885 erklärte ein hochgestellter italienischer Militär im Parlament in Rom, daß es bei einem Kampfe zwischen dem Zwei- und Dreibund Italiens erste Aufgabe wäre, sich schnell und mit Uebermacht des Zentralmassivs der Alpen, des Gottthard, zu bemächtigen, da das der strategisch vornehmste Punkt sei, von dem Italien souverän nach Norden, Westen oder Osten operieren könne.

Noch in frischer Erinnerung ist aus neuester Zeit der Wohlgenuth-Handel. Hochgradig erregt über die vom schweizerischen Bundesrat im Sommer 1889 verfügte Ausweisung des überwiesenen Lockspitzels und deutschen Polizeibeamten Wohlgenuth, war unser Land und sein Asylrecht wochenlang das Objekt erbitterter Angriffe der deutschen Reaktion und ihrer maßgebenden Regierungsorgane. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, das Leitblatt des damals noch allmächtigen Kanzlers Bismarck, hatte gegen uns einen förmlichen Feldzug unternommen und wurde darin getreulich sekundiert von dem ganzen Schwarm ihres servilen Prestroffes. Man nannte uns „wildes Land“, sprach uns jedes Rechtsbewußtsein ab, stellte unsere Neutralität in Frage, rief nach energischen Maßregeln, und es wurde sogar die drohende Stimme laut: man werde die Schweiz mit Kanonen zur Reason bringen! —

Wohin wir Schweizer uns also immer wenden mögen, wir begegnen nur mäßiger Liebe und wir haben guten Grund, auf Sympathien und verjährte Pergamente nicht zu bauen.

* * *

Aller Voraussicht nach werden sich im nächsten großen Kriege die Truppen des Zwei- und Dreibundes gegenüberstehen; es wird zu Schlachten kommen, wie sie die Welt noch nie gesehen. Wahrscheinlich wird derjenige als Sieger hervorgehen, der im ersten Stadium des Niesenkampfes am meisten Menschenmaterial auf die Wahlstatt werfen kann.

*) Die bei vorstehenden Ausführungen benutzten Quellen sind: Politische Erinnerungen von Dr. J. C. Kern; Schilderungen und Studien in den schweizerischen Soldatenblättern; ein Referat über den Gottthard von Derfvi Altstetter; eine Skizze über dasselbe Thema von Oberleutnant Zäuber; eine Schilderung von Mitgliedern des Z. A. C.; Geschichte der Lustfelig von Derfvi Becker, sowie eigene, auf dem Festungsgebiet wiederholt gemachte Beobachtungen.

Da ist es unsere wichtigste Aufgabe, um jeden Preis zu verhüten, daß sich Italien und Deutschland in der Schweiz die Hand reichen, um vereint längs des Schweizerjura den Franzosen mit mächtigem Stöße in die Flanke zu fallen. Wir müssen um jeden Preis verhindern, daß fremde Kriegsvölker ihren Weg durch unser Land nehmen und dasselbe zum Schauplatz ihrer Kämpfe machen. Was das für ein Land heißt, das haben unsere Ahnen in den Schreckensjahren 1798 und 1799 erfahren. —

Ein Nachbar wird nun aber nur dann einen Durchbruchversuch durch unser Vaterland wagen, wenn er mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß er innerhalb kurzer Zeit und mit nicht allzu großen Opfern ausgeführt werden kann.

Wenn er aber weiß, daß er, um unsern Widerstand zu brechen, einer Kräfte-Entfaltung von mindestens sechs kompletten Armeekorps oder rund 200,000 Mann bedarf, um welche sehr respectable Kriegsmacht seine gegen den eigentlichen Feind operierende Hauptarmee für lange Zeit geschwächt wird und die andernorts im richtigen Moment verwendet, vielleicht ausschlaggebend wirken könnte; wenn es dem Angreifer ferner bekannt ist, daß er in der schweizerischen Armee einen gut instruierten, vortrefflich bewaffneten und mit Kriegsmaterial wohl versehenen Gegner vor sich hat, der sich zudem noch auf eine Reihe formidabler, permanenter Feldbefestigungen stützen kann, die in jedem Falle nur mit unerhörten Verlusten, vielleicht überhaupt nicht zu forcieren wären, so wird er sich die Frage vorlegen, ob er nicht besser thäte, auf einen so problematischen und nur mit so großen Mitteln und Opfern ausführbaren Durchbruch lieber gleich im Voraus zu verzichten und zu versuchen, den Verbündeten auf andern Wegen Hilfe zu bringen.

Dazu wird für ihn noch der Faktor in Betracht kommen, daß eine Hülfeleistung nur dann die volle Wirkung haben kann, wenn sie rechtzeitig, das heißt nach der Kriegserklärung in möglichst kurzer Zeit erfolgen kann, um zu ermöglichen, den Feind gleich in der ersten Phase des Krieges, noch während seiner Mobilisation zu überrumpeln und seinen strategischen Aufmarsch zu stören. Jeder spätere Durchbruchversuch müßte als bedeutend minderwertig erscheinen, da nach geschehener Sammlung aller verfügbaren Kräfte einer ganzen Nation ein Planenstoß — weil vom Feinde vorausgesehen — auf den kräftigsten Widerstand stößen müßte und also viel geringere Erfolgschancen in sich bürge als im ersten Stadium der militärischen Operationen. —

Die bloße Präsenz unseres schnell mobilisierten und schlagfertigen Heeres und unserer gefürchteten Festungen hätten also genügt, einen Einbruch in unser Land abzuhalten und ihm die Schrecken eines Krieges zu ersparen.

Ließe sich wohl eine bessere Kapitalanlage der bis jetzt für die Landesbefestigung ausgeworfenen 16 Millionen Franken denken? Nach dem Einmarsch der Franzosen im Jahr 1798 wurde Bern gezwungen, allein mehr als doppelt so viel zu zahlen, als alle unsere Festungen zusammen gekostet: es verlor seinen 16 Millionen Franken in bar betragenden Staatschatz, mußte ferner 7 Millionen in Waffen und Munition und 17 Millionen in Lebensmitteln abliefern!....

Ließen wir uns aber auf den Rat Schlechtgefinnter in Sicherheit wiegen, wären wir deswegen knauserig in den Ausgaben für Armee und Festungen, was müßte in einem nächsten Kriege die notwendige Folge sein?

Von der Unmöglichkeit einer schnellen Mobilisation unsererseits, dem bedenklichen Zustande unseres Heeres und der schlecht unterhaltenen Festungen, dem Mangel an dem nötigen Kriegsmaterial durch Kundschafter, Gesandtschaften und Militärattachés in Bern vortrefflich informiert — man ist in dieser Beziehung überall merkwürdig auf dem Laufenden! — würde





— Zwischen zwei Siegen. —

Gemälde von Henry Tenré. Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. G., Paris u. New-York.

sich ein energischer Angreifer trotz aller vergilbten Pergamente keinen Augenblick befinnen, einen Durchbruch zu wagen. Die große Wahrscheinlichkeit, daß wir ihm in Folge unserer Kriegsunfähigkeit ernstlichen Widerstand nicht entgegenzusetzen vermöchten, — die Miliztruppen stehen zudem bei unsern monarchischen Nachbarn nicht in allzu hohem Ansehen — müßten ihn

bestärken, ohne Zaudern in unser Land einzufallen, sich mit dem Verbündeten zu vereinigen, um den geplanten Planenstoß gegen den gemeinsamen Feind zu führen. Das aber wäre für uns der Krieg, ein Produkt unserer eigenen Kurzsichtigkeit, ein Kind verdammenstwerter Verblendung. —

Unsere Neutralität ist so viel wert wie unsere Armee!

(Schluß folgt).



Gewitter.

Von Jonathan, Zürich.

Karl und Marie waren seit vier Monaten verheiratet und die Welt dünkte sie ein Paradies, in dem es nur zu naschen gab. Er war ein zärtlicher, fürsorglicher Gatte, der den unausgesprochenen Wünschen seines kleinen, jungen Weibchens zuvorkam, und sie eine allerliebste, zierliche Hausfrau mit dem ganzen Stolz einer solchen und glücklich in dem Bewußtsein, daß ihr „Mann“ — sie sagte nie: mein Karl — sie für die tüchtigste, fleißigste und beste Frau unter der Sonne hielt. Am Morgen freuten sie sich auf ihr gemeinsames Mittag-, und den ganzen Tag über auf das gemeinsame Abendbrot, das sie, dank der warmen Juni-Abende, auf der Terrasse ihres Speisesaales in aller Gemächlichkeit einnahmen. Wenn dann die Sonne allmählich untergegangen war, dann rückte Marie ihrem „Manne“ den bequemen Lehnstuhl zurecht, brachte ihm die gestickten Hausschuhe — es war ihr erstes Geschenk als Braut und er hielt sie darum hoch in Ehren — und dann saßen sie noch lange beisammen, oft im berebten Schweigen der seligsten Zufriedenheit.

Am meisten aber freuten sie sich auf das Frühstück. Da hatte Karl seine helle Freude daran, wie sein kleines Frauchen, im frühen Morgenrock, ihm den dampfenden Kaffee servierte und — ich mag's ihm gerne glauben.

Sehen Sie, meine liebe Leserin, ich will ja von mir selbst ganz schweigen, aber es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich solch ein heiteres Glück zweier liebender Menschen am frühen Morgen, beim heißen Kaffee, wenn die Vöglein vor dem geöffneten Fenster so lustig zwitschern, so recht lebhaft auszumalen. —

Erinnern Sie sich nicht eines strahlenden Tages, da die ganze Natur zu lachen schien und eitel Wonne über der guten alten Erde behaglich ruhte? Aber da, ganz plötzlich, zieht ein feines Wölkchen am Himmel auf, man merkt es kaum, doch wächst es zusehends und webt einen dichten Schleier vor den freundlichen Sonnenball. Verschwunden ist der Uebermut des Tages, und eine schwarze, schwere, griesgrämige Stimmung erfüllt die Luft. Hoch oben zuckt es, und von Ferne rollt dumpf

und langsam der Donner. Mit einemmale scheinen alle Schleusen geöffnet, es prasselt hernieder und peitscht die dampfende Erde. Gewitterregen! Da! ein Riß am Firmament, und ein tiefes, reines Blau schimmert sanft und ruhig herab. Die bösen Wolken verfliegen, die Sonne blinzelt lustig drein und freut sich des kleinen Intermezzo. — — —

So ähnlich erging es Karl und Marie an einem Morgen beim Frühstück. Es war Mitte Juni und die Zeit, da man den „Bürkli“ zur Hand nimmt und Pläne studiert. Marie hatte vom Gebirge geschwärmt, und Karl war bereitwilligst auf das Thema eingegangen, indem er zugab, daß ein paar Wochen Gletscherluft seinem kleinen Weibchen nicht schaden würden. Dann war er einige Schritte zurückgetreten, hatte sich die kleine Frau lachend von rechts und links besehen, wie es etwa ein Maler thut, der sein Werk betrachtet, hatte sehr zufrieden genickt, war endlich um sie herum gegangen und hatte sie auf den Nacken geküßt, dicht unter die kohl-schwarzen Locken. Arglos hatte er dann fortgesetzt: „Das heißt, wenn man dich so genau betrachtet, bist du gar nicht so weit heruntergekommen; aber ein paar Wochen Gebirgs-luft werden dir nicht schaden.“

„Meinst du?“

„Ja, gewiß! Ich scheue die Kosten nicht. Das können wir uns ja, Gott sei Dank, noch leisten. Sobald deine Schneiderin bereit ist, kannst du fahren und bis Bern will ich dich begleiten.“

„So, bis Bern?“

„Ja, weiter kann ich leider nicht. Mein Kassier ist in den Ferien, der Buchhalter im Militärdienst, du weißt, ich kann mich jetzt nicht entfernen. Aber abholen will ich dich mit Vergnügen.“

„Abholen? So, so!“

„Und vielleicht kann ich's auch einrichten, daß wir dann eine kleine Reise zusammen machen.“

„Dann?“

„Nun ja! Du bist doch sonst ein ganz vernünftiges Frauchen, Schazi, da mußt du ja begreifen, daß ich jetzt nicht kann.“

„Und ich kann auch nicht.“